

Die Helden zuhause (ungekürzte Version)

Ein Blutmond spiegelte sich im Entenweiher in der Nacht, als die Helden von Antholos ins Tausendgüldental kamen. Libb hätte es am liebsten den schlafenden Wasservögeln gleichgetan, die ihre Köpfe unter die eigenen Flügel betteten, und wäre unter ihrer Daunendecke geblieben. Doch ihre Freundin Ylva war vor einigen Minuten an ihrem Fenster erschienen und hatte sie geweckt. Und das, obwohl sie der Elfe klar zu verstehen gegeben hatte, dass sie eine leicht verfärbte Mondscheibe nicht für einen ausreichend gutem Grund hielt, sich die Nacht um die Ohren zu schlagen. Ylva hatte aber nicht lockergelassen, bis Libb sich angezogen hatte und ihr gefolgt war. So stapfte sie nun gähmend in der kühlen Frühlingsnacht hinter ihrer leichtfüßigen und viel zu wachen Freundin her.

»Ich hab' dir doch gesagt, dass mir der Blutmond egal ist«, wiederholte Libb und gähnte demonstrativ in der Hoffnung, dass Ylva sie zurück ins Bett entlassen würde. Seit Libb ihre Lehre bei der Dorfheilerin, einer alten Zwergin namens Bilsenkraut, begonnen hatte, und für Notfälle zu jeder Zeit aus dem Bett geholt wurde, hatte sie ihren Schlaf völlig neu schätzen gelernt. Aber ihre beste Freundin hakte sich bloß bei ihr unter und zog sie weiter in Richtung des Dorfbefängnisses.

»Vergiss den Blutmond! Die Helden von Antholos sind hier!«

Libb schnaubte. Natürlich wusste sie, von wem Ylva sprach. Es waren die Geschichten von Helden wie Orbulon dem Narbenreichen oder Waka der Zarten, die von durchziehenden Barden in der Dorfschänke gesungen wurden. Geschichten, die die einzige Nahrung für die Fantasie von Dorfkindern wie ihnen gewesen waren. Oft hatten Ylva und sie als Kinder mit Stöcken gefochten und so getan, als ob sie auch solche Helden wären.

Im letzten Jahr hatte Ylva sich von dem Trinkgeld, das sie als Bedienung in der Dorfschänke bei ihrer Mutter verdiente, sogar einen guten Bogen gekauft und begonnen, damit zu üben, während Libb ihre aufkeimende Magie dafür einsetzte, ihr allerlei schwebende Ziele entgegenzuschleudern.

Es waren kindische Träumereien, Helden zu spielen, die längst vom Alltag ihrer ersten erwachsenen Jahre abgelöst worden waren. Libb hatte dennoch keine der Geschichten vergessen. Aber solche Helden hatten normalerweise keinen Grund, sich ins friedliche Tausendgüldental zu verirren.

»Hast du zu viel von eurem Bier getrunken?« Libb hob eine zweifelnde Augenbraue. Bestimmt war das Gerede von Helden nur ein Vorwand, sie doch zum Entenweiher locken, um den Blutmond zu beobachten.

Ylva überhörte diesen Kommentar und blieb einer Antwort schuldig. Am Ende der Gasse eröffnete sich der Blick auf den Anger in der Mitte des Dorfs. Überrascht blieb Libb stehen.

Wo in gewöhnlichen Frühlingsnächten nur Nachttiere verstohlen über das Grün huschten und der Tau heimlich seine Perlen auf die Grashalme zog, lagerten hunderte Personen und drückten das Gras mit ihren Zelten, Pferden, Einhörnern und Reitdrachen nieder. Fremde Elfen, Menschen, Halblinge, Zwerge und Orks tummelten sich um

Lagerfeuer oder schliefen im Freien mit nichts als ihrem Bündel unter dem Kopf. Manche von ihnen trugen Rüstung, andere Waffen der Macharten aller Völker des Reichs, Äxte, Schwerter, Armbrüste, Krummsäbel und allerhand scharfe und spitze Klingen, die Libb nicht zu benennen wagte. Nur in einem waren die Fremden sich alle gleich: Sie trugen die goldene Sonne von Antholos auf ihrem Umhang, das Wappen derer, die für das Gute kämpften.

Libb war sich sicher, noch nie so viele Leute an einem Ort versammelt gesehen zu haben, nicht einmal beim Wettschießen im Sommer. Diese nächtlichen Besucher waren zahlreicher als die gesamte Bevölkerung des Tausendgüldentals.

Bevor ihr plötzlich wacher Verstand auch nur eine Frage geformt hatte, zog Ylva sie weiter in die Dorfschänke. Drinnen schlug ihnen stickige Luft entgegen. Ein Stimmengewirr, wie es sonst nur bei Freibier zu hören war, tanzte wie das flackernde Licht der Laternen durch den Raum. Ylvas Mutter, die Wirtin, balancierte ein Tablett voller dampfender Schüsseln mit ihrem im ganzen Tal berühmten XX auf der einen und eins mit Bierkrügen auf der anderen Hand.

In der überfüllten Gaststube wusste Libb zuerst überhaupt nicht, wohin sie sehen sollte.

»Dort sind sie!« Ylva machte eine Kopfbewegung zum Kamin. Er war nicht entfacht, denn die zahlreichen Gäste wärmten den Raum besser als Flammen es vermocht hätten. Vor dem Kamin standen zwei gediegene Ledersessel, der ganze Stolz der Wirtin, die sie nur besonderen Gästen anbot. Selbst wenn die Schänke völlig leer war, scheuchte sie Ylva und Libb von diesen Sitzen hinunter, da sie nicht wollte, dass ihre besten Möbel zu sehr abgenutzt wurden.

Doch heute saßen darin zwei fremde Gestalten, wie Libb sie sich bisher nur zum Gesang von wandernden Barden ausgemalt hatte. Die eine war eine blassgrüne Orkfrau von ungewöhnlicher Schönheit. Sie trug ein Diadem mit der goldenen Sonne von Antholos auf der Stirn, geflochten aus Mondsilber. Das edle Schmuckstück, das ihre adlige Abkunft verriet, stand im Gegensatz zu ihrer schlichten Rüstung. Das stumpfglänzende Metall ihres Brustpanzers war voller Schmarren und Dellen, die nur von tödlichen Hieben herrühren konnten.

»Waka die Zarte«, flüsterte Ylva ehrfürchtig. Doch Libbs Blick wanderte bereits zur anderen Gestalt. Sie hatte keinen Zweifel, dass es sich um Orbulon den Narbenreichen handelte. Auch dieser Held machte seinem Namen alle Ehre. Sein Gesicht war von so vielen Narben überzogen, dass niemand – vielleicht auch er selbst – sagen konnte, welchem der Völker er angehörte. Ein Gegner hatte ihm einst aus Spott die Sonne von Antholos in die Stirn geritzt, bevor Orbulon ihn überwältigen konnte, und die Narbe stach weiß aus seiner furchigen Haut hervor.

Die Helden waren umringt von Dorfbewohnern, die Blicke auf Wakas blaue Augen und die Narben von Orbulon erhaschen wollten. Ylvas Mutter, die alle Krüge und Schüsseln serviert hatte, drängte sich nun zwischen den Bewunderern durch und reichte ihren Ehrengästen gefüllte Weinkelche, die Libb zuvor noch nie in der Schänke gesehen hatte. Vermutlich waren auch sie nur besonderen Gästen vorbehalten.

»Nun, da Ihr Eure Gaumen befeuchten konntet, wollt Ihr uns erzählen, was ein Heer wie Eures ins Tausendgüldental verschlagen hat?«, forderte sie neugierig, kaum

dass Orbulo den Kelch abgesetzt hatte. Erwartungsvoll richteten sich alle Blicke im Schankraum auf ihn.

Libb erwischte sich beim Starren auf die narbenwülstigen Lippen, als er sie ansah. Sie spürte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss, merkte dann aber, dass er seinen Blick lediglich durch die bewundernde Menge schweifen ließ, bevor er mit donnergewaltiger Stimme zu erzählen anhub.

»Wie die Weissagungen der Alten uns warnten, hat das namenlose Grauen sich im Süden aus dem Schlund des Bergs Karrwakarr erhoben. Seine Aschehand erstreckt sich jeden Tag weiter aus dem Finsterreich hinaus in die Welt der Lebenden. Weiter und weiter wird es sich ausbreiten, bis unsere Welt nur ein weiterer Teil des Finsterreiches ist und wir ein aschfahler Teil davon.«

Seine Rede zeigte Wirkung. Mucksmäuschenstill war es geworden. Nur das feine Knistern des frischen Bierschaums und vereinzelte knarrende Holzdielen waren zu hören. Orbulon genehmigte sich einen weiteren Schluck und übergab das Wort an Waka.

»Wir begrüßen alle an unserer Seite, denen die Sonne lieb ist und die das Leben schützen wollen, und bitten euch, mit uns zu ziehen und zu kämpfen. Alle, die es wagen uns zu folgen, werden es sich verdienen, die Sonne von Antholos zu tragen.«

Bei ihren letzten Worten leuchte das Gold der Sonne auf ihrer Stirn wie von Magie durchströmt. Getuschel regte sich in der Menge.

»Das ist unsere Chance!«, flüsterte Ylva Libb aufgeregt zu. Die sonst so rosige Haut der Elfe hatte rote Flecken vor Aufregung. »Wir müssen mit ihnen gehen! Dafür haben wir trainiert.«

Libb zögerte. Bisher hatte sie ihre Magie vor allem benutzt, um Ylva einen Gefallen zu tun, mit ihr zu üben und ihr so den ersten Platz beim jährlichen Wettschießen im Sommer zu sichern. Gerade als sie den Kopf schütteln wollte und ihrer Freundin widersprechen wollte, trat Ylva einen Schritt nach vorne aus der Menge hinaus. Vor den rauen Helden wirkte ihre schmale Gestalt besonders zierlich. Tapfer hob sie das Kinn und sprach:

»Ich möchte mit euch kommen. Ich habe zwar keine Erfahrung in der Schlacht, aber meine Pfeile verfehlen auf zweihundert Fuß nie und mein Wille ist noch stärker als mein Bogen.«

»Bei uns kannst du von den Besten lernen«, meinte Orbulon mit einem anerkennenden Nicken. »Du bist uns willkommen.«

Erleichtert atmete Ylva aus.

»Und das«, sie zog Libb unvermittelt am Arm aus der Menge der Bewunderer, wobei Libb fast vorwärts über die Streitaxt des Helden stolperte, »ist Libb. Sie ist magiebegabt. Sie wird auch mitkommen.«

Libbs Herzschlag setzte für einen Moment aus. Waka die Zarte blickte sie unverwandt an. Libb fühlte ihren Blick, als würde sie wie ein Pergament entrollt und gelesen werden.

»Libb«, sprach Waka schließlich freundlich. »Willst du auch in den Kampf ziehen?«

Libbs Gedanken rasten. Hätte man ihr als Kind diese Frage gestellt, hätte sie keinen Augenblick gezögert. Doch nun war sie zwanzig und die goldene Sonne von

Antholos blendete sie nicht genug, um nicht die Narben, die Dellen und Schmarren und die tiefe Wahrheit in Wakas Augen zu übersehen. Ein Leben als Held forderte einen Preis. Und Libb wollte ihn nicht zahlen.

»Nein, tut mir leid«, brachte sie schließlich mit leiser Stimme heraus. Verständnislos sah Ylva sie an. »Ich bleibe hier.«

Waka nickte, ohne eine Spur von Enttäuschung zu zeigen. Von ihren Lippen löste sich ein sanftes Lächeln.

»Wir alle müssen wagen, den Weg zu gehen, der vor uns liegt. Der eine ist dem anderen nicht überlegen.«

Libb biss sich auf die Lippen und sah beschämt zu Boden. Glücklicherweise drängte sich gerade ein Halbling, der Sohn des Dorfschmieds, nach vorne und versprach Waka seinen Hammer. Ylva legte eine Hand auf Libbs Arm und blickte sie verwirrt an. Doch ihre Mutter zerrte sie schwungvoll zur Theke, um mit allen auf die zukünftige Heldin anzustoßen und so konnten die Freundinnen nicht mehr als diesen verständnislosen Blick austauschen.

Statt sich hinter ihr her zur Theke zu drängen, wandte Libb sich ab. In der Schänke kam es ihr plötzlich so stickig vor, dass sie keine Luft mehr bekam. Erst draußen in der kühlen Frühlingsnacht konnte sie durchatmen. Die Stimmen der Feiernden drangen nur dumpf nach außen. Mit etwas kühlerem Kopf zögerte sie, ob sie zurückgehen und mit Ylva reden sollte. Doch was hatte sie ihrer mutigen Freundin zu sagen, außer ihre eigene Feigheit noch einmal zu bekennen? Sie kehrte der Dorfschänke den Rücken zu, um in ihr Bett zurückzukehren. Sie hätte es in dieser Blutmondnacht niemals verlassen sollen.

Der Abschied am nächsten Morgen fiel Libb nicht schwer, da sie es nicht war, die ihn nehmen musste. Neben Ylva waren es noch drei andere junge Männer und Frauen, die dem verheißungsvollen Ruf der goldenen Sonne folgten. Mit ihren einfachen Waffen, kleinen Bündeln an Proviant und eilends zusammengeschusterten Rüstungen folgten sie dem Heldenheer aus dem Tausendgüldental hinaus, um in den Krieg gegen das namenlose Grauen zu ziehen.

Aus Scham, keine von ihnen zu sein, blieb Libb in ihrem Zimmer und beobachtete den Aufbruch des Heers nur aus dem Fenster heraus. Einen letzten Blick erhaschte sie auf Ylva in ihrer Lederrüstung, Bogen und Köcher auf dem Rücken und einen fremden Dolch, der vielleicht nur ein Bratenmesser aus der Schänke war, an der Hüfte. Libb schmerzte die Brust, als hätte sie ihre beste Freundin verraten und als wäre sie es persönlich, die Ylva ins Verderben schickte.

Als das Heer von dannen gezogen war, verkroch Libb sich für den Rest des Tages im Himbeergebüsch am Entenweiher. Die Frühlingssonne tanzte fröhlich auf dem grünen Wasser und die Enten gründelten zwischen den Wasserlinsen, als wäre die Blutmondnacht niemals geschehen. Und doch war Ylva fort.

Ungefähr eine Woche lang versuchte Libb den Fragen auszuweichen. Allen voran war es ihr Vater, der angenommen hatte, dass sie sich auf eine solche Möglichkeit stürzen würde. Doch Libb schwieg, wann immer er ihr zureden wollte, sich doch noch auf den Weg in den Süden zu machen, und nach einigen Tagen gab er es auf.

Die Kinder, die zu jung waren, um in die Schlacht zu ziehen, es aber gerne mit ihren Holzschwertern und selbstgebastelten Bögen aus Weidenruten getan hätten, stellten in ihrer kindlichen Unschuld die schmerzhaftesten Fragen. Ob sie ihre Freundin sehr bewundere? Ob Ylva wohl zurückkam? Und wenn ja, würde sie so viele Narben haben wie Orbulo? Warum war sie nicht an ihrer Seite – sie waren doch unzertrennlich? Es waren Fragen, die Libb sich jeden Tag und jede Nacht stellte, wenn ihr Gewissen sie verhöhnte und ihre Schuld sie peinigte.

Der Sommer war schon weit fortgeschritten, als sich im Tausendgüldental zum ersten Mal Spuren des namenlosen Grauens bemerkbar machten. Über Nacht strömten plötzlich Fremde aus dem Süden ins Dorf, auf der Flucht aus ihrer Heimat. Manche hatten ihren ganzen Hausstand auf klapprige Eselskarren geladen, andere ritten zu zehnt auf einem einzelnen, keuchenden Reitdrachen. Wieder andere kamen mit nichts als zerrissenen Kleidern am Leib und von der Straße blutig geschürften Fußsohlen an. Sie alle konnten das namenlose Grauen, oder was es ihnen angetan hatte, nicht beschreiben. Ihr Schweigen war es, das den Dorfbewohnern eine eisige Furcht in die Herzen trieb.

Für Libb und die alte Heilerin Bilsenkraut gab es allerhand zu tun. Libb lernte in kurzer Zeit, Wunden zu versorgen, die Schwerter und Streitäxte gerissen hatten, und wie man eine verlorene Gliedmaße behandelte, deren Stumpf schon seit Wochen faulte. Die Arbeit mehrte sich und Bilsenkraut musste immer öfter in ihrem Schaukelstuhl ein Nickerchen machen, sodass Libb bald diejenige war, die die Dorfbewohner und Flüchtenden aufsuchten, um geheilt zu werden oder zumindest Linderung zu finden.

Eines Tages im Hochsommer erreichte die Aschehand das Tausendgüldental. Wie eine Gewitterwolke türmte sie sich von Süden her auf.

»Nur eine seltsam geformte Gewitterwolke«, meinte der Dorfälteste, ein kugelbäuchiger Ork, und die meisten Dorfbewohner schlossen sich seinem Optimismus an. Dennoch ging Libb mit einem mulmigen Gefühl ins Bett.

Am nächsten Morgen erwachten alle in völliger Dunkelheit. Die düstere Wolke hatte sich über dem Dorf ausgebreitet und verdeckte die Sonne mit ihrer Schwärze, sodass der Mittag nicht mehr von der Mitternacht zu unterscheiden war. Leise Ascheflocken fielen wie Schnee über das Tausendgüldental. Sie bedeckten die goldenen Felder, die grünen Weiden, selbst den Entenweiher überzogen sie mit ihrem entsetzlich farblosen Grau.

Während sie tagtäglich mit ihrer Magie Ascheberge davon schaffte, um zumindest die wichtigsten Wege im Dorf gangbar zu machen, dachte Libb an Ylva. Wenn das namenlose Grauen das Tausendgüldental erreicht hatte, dann wanderte das Heer der Helden von Antholos gewiss schon lange in dieser Dunkelheit. Waren sie inzwischen am Berg Karrwakarr angekommen? Wie lange dauerte eine Reise bis zu den Grenzen des Finsterreichs überhaupt? Stimmte, was die Fremden von den Aschfahlen, den toten Dienern des namenlosen Grauens, erzählten? Was, wenn Ylvas Hand im entscheidenden Moment zitterte und ein Pfeil verfehlte? Würde sie ihr Messer ziehen und töten können? Seufzend bahnte sie sich weiter den Weg durch die knietiefe Asche, im Wissen, dass sie am nächsten Morgen gleich wieder damit anfangen musste.

Bald darauf begannen die ersten Familien das Tausendgüldental zu verlassen, auf der Suche nach Nahrung und Licht. Libb wusste, dass alles dafürsprach, im Norden Sicherheit zu suchen, doch hatte sie das Gefühl, bleiben zu müssen. Wer sonst sollte sich um die Geflüchteten aus dem Süden kümmern? Wer anders konnte die Asche beiseite schaffen, ohne dafür die Kraft eines ganzen Arbeitstags aufzuwenden? Tageslicht zu sehen schien es Libb nicht wert, die Reise der Heimatlosen zu verlängern, bis sie auf ein Dorf trafen, in dem noch jemand wohnte und ihnen zumindest eine dürftige Mahlzeit, Heilung und ein Dach zum Schutz vor der ewigen Asche anbieten konnte.

Der Ascheregen hielt den Sommer über an und färbte das Dorf mit beständiger Dunkelheit. Wo immer die Dorfbewohner versuchten die Asche wegzufegen, blieben schwarze Schmierspuren zurück und letztlich gewöhnten sie alle sich daran, dass niemand jemals mehr so sauber war wie zuvor und selbst ein Bad im Weiher nicht mehr vermochte, sie zu reinigen.

Es wurde schließlich Herbst und die Zeit begann, zu der sonst die Ernte im Tausendgüldental eingebracht wurde. Doch es gab in diesem Jahr keine Feldfrüchte und niemanden, der sie hätte ernten können. Außer Libb und den Fremden waren gerade einmal ein Dutzend Familien im Dorf geblieben, die unermüdlich die Asche fortschafften und die wenigen Pflanzen wässerten, die der Dunkelheit trotzten.

Als sie an einem Herbstmorgen erwachte, merkte Libb überhaupt nicht, was sich verändert hatte, bis sie von gleißendem Licht geblendet einen Fuß vor die Tür setzte. Erst nach einigem Blinzeln begriff sie:

»Es ist vorbei.«

Ungläubig blickte sie in das goldene Licht und sah, wie das ganze Dorf zum ersten Mal seit Monaten von Sonnenstrahlen gekitzelt erwachte. Alle Bewohner kamen aus den Häusern, umarmten sich und lachten. Auch die Kinder tollten in der Asche herum und spielten, als wäre sie nichts als Schneereste eines langen Winters.

Bald erreichten die ersten Nachrichten aus dem Süden das Dorf. Auf der Straße, über die so lange Zeit niemand gereist war, zogen einzelne Helden mit goldglänzenden Sonnen an ihren Kettenhemden und Helmen zurück in die Heimat. Sie berichteten vom Finsterreich, vom Schlund des Bergs Karrwakarr und der letzten, entscheidenden Schlacht, die wenige Hunderte gegen die Aschfahlen gefochten hatten, und davon, wie die alten Helden Waka und Orbulon das Heer in den Sieg geführt hatten, wie neue Helden sich hervorgetan und unglaubliche Taten vollbracht hatten.

Libb wartete jeden Tag darauf, Ylva auf der Straße herannahen zu sehen. Als nach einige Tage nach der Durchreise der ersten Rückkehrer noch nichts von ihr zu sehen war, begann sie die reisenden und versehrten Helden nach ihr zu fragen. Manche glaubten sich an den Namen zu erinnern, doch niemand konnte oder wollte mit Gewissheit Auskunft geben. Schließlich bereitete Libb sich im Geiste auf das Schlimmste vor. Dass selbst die letzten Helden heimkämen und ihre Freundin nicht unter ihnen war.

Eineinhalb Wochen nach der Rückkehr des Lichts arbeitete Libb gerade an einer mit Magie versetzten Heilsalbe, als ein großes Getümmel sich auf dem Anger breitmachte. Das ganze Dorf und seine neuen Bewohner, die im Krieg hier eine Heimat gefunden hatten, versammelten sich um ein kräftiges Schlachteinhorn, dessen

normalerweise mondlichtweißes Fell noch von Ruß und rostigem Blut befleckt war. Und davor stand Ylva. Die goldene Sonne von Antholos schimmerte als Abzeichen an ihrem Umhang.

»... das ist das Schlachteinhorn von Dovas dem Starken. Er hat es mir mit seinem letzten Atemzug übergeben, damit ich aus einer Schar von Aschfahlen fliehen konnte, die uns in einen Hinterhalt gelockt hatten. Er hat mir damit das Leben gerettet«, erzählte Ylva gerade. Währenddessen streifte ihre Mutter den Ärmel von Ylvas Kettenhemd hoch, um den Neugierigen Ylvas Kampfnarben zu zeigen, als wären diese eine höhere Auszeichnung ihrer Verdienste als die goldene Sonne von Antholos auf ihrem Umhang. Alle drängten sich um sie herum, wollten sie umarmen, sie küssen und das nagelneue goldene Abzeichen berühren.

Libb drängte sich nicht vor. Erleichterte Tränen sammelten sich in ihren Augen. Ein kleiner Teil in ihr hatte sich bereits vorbereitet, Ylva nie wieder zu sehen. Aber sie wagte nicht, die Freundin, die sie im Stich gelassen hatte, um Verzeihung zu bitten oder auch nur zu grüßen.

»Ein Fest für meine Tochter, eine Heldin der goldenen Sonne von Antholos! Und Freibier für alle!«, rief Ylvas Mutter laut über die Stimmen aller Bewundernden hinweg, da sie sonst wohl vor Stolz geplatzt wäre.

Langsam lichtete sich die Menge um Ylva und folgte dem Ruf des Freibiers in Richtung der Dorfschänke. Ylva blieb mit ihrem Schlachteinhorn zurück und wollte es gerade in den Stall führen, als sie Libb erblickte.

»Libb!«, rief sie und fiel ihr um den Hals, bevor Libb sich rühren konnte. Sie schloss ihre Arme auch um die Elfe und versuchte mit der Umarmung zu sagen, was Libb nicht in Worte fassen konnte. Das Kettenhemd schmiegte sich hart und kalt um Ylvas feingliedrige Gestalt. Als sie sich lösten, sah Libb aus der Nähe die schwarze Spur eines Fluchbrands auf Ylvas Schlüsselbein und einen tiefen, schorfkrustigen Riss in ihrem spitzen Ohr.

Libb fühlte sich wie damals, als sie vom Fenster aus stumm Abschied genommen hatte, als trennte ein unsichtbarer Schleier sie von ihrer besten Freundin. Natürlich wusste sie, warum. Es kam ihr wie eine Ewigkeit vor und doch war nur ein einziger Sommer verstrichen. Ein Sommer geprägt von Furcht, Erfahrung und einer völlig neuen Art des Erwachsenwerdens. Für Ylva hatte die Jahreszeit gewiss noch vieles mehr bereitgehalten.

»Ich kann mir nicht vorstellen, was du erlebt haben musst«, sagte Libb schließlich leise. Das Schlachteinhorn schnaubte, als wollte es Libbs Worte bekräftigen.

Darauf erwiderte Ylva nichts. Sie schien zu wissen, wohin Libb blickte, denn sie strich ihr helles Haar nach vorn über die Schulter, sodass die Fluchbrandwunde verdeckt wurde. Dann sog sie einen tiefen Atemzug ein und ließ ihren Blick über den Anger zum Entenweiher schweifen.

»Es ist so friedlich hier. Genau wie früher.« Ylvas sonst so fröhlichen Augen wurden von einer fremdartigen Traurigkeit befallen, als sie die vertraute Umgebung wahrnahm. »Ich hatte Angst, dass es das Tausendgüldental nicht mehr gibt, wenn ich zurückkehre.«

Libb schmunzelte.

»Wir auch. Wir haben Tag und Nacht – oder eher Nacht und Nacht – gearbeitet, um zu erhalten, was übrig ist. Ich bin froh, dass wir geblieben sind. Wir haben drei neue Familien bei uns und an den Bäumen reifen sogar ein paar Winteräpfel.« Ihre Heiterkeit steckte Ylva nicht an. Aufmunternd klopfte Libb ihr auf die Schulter. »Komm, du darfst das Freibier zu deinen Ehren nicht verpassen.«

»Ach, ich wurde schon genug gefeiert«, winkte Ylva ab und bemühte sich um ein Lächeln. Plötzlich griff sie nach ihrem goldenen Sonnen-Abzeichen, löste es von ihrem Umhang und steckte es Libb an.

»Was machst du da?«

»Vielleicht bist du die größere Heldin«, erwiderte Ylva schlicht. »Schließlich hast du dafür gesorgt, dass es eine Heimat gibt, in die wir zurückkehren können. Wofür lohnt es sich sonst zu kämpfen?«

Für einen Moment verweilten die Freundinnen stumm auf dem Anger, sahen das Glitzern der Sonne auf dem Entenweiher und das scheue erste Grün, das sich durch die übrige Asche drängte, bis das Schlachteinhorn ungeduldig mit den Hufen scharrte. Ylva setzte es in Bewegung, um es in den Stall zu führen. Libb folgte ihr und erlaubte sich zu glauben, dass Ylva vielleicht Recht hatte.